

Klimawandel in Kenia

(Über-)Leben mit der Dürre



Karolina Benedyk | Heinz-Kühn-Stipendium

11. Juli – 21. August 2023

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Wieso Kenia?	4
Erste Einblicke aus dem Westen	5
Wie steht es um die Lebensmittel- und Wasserversorgung?	6
Eine Reise durch Flutgebiete	9
Health Care	13
Der Kampf der Samburu	15
Der Wald – Kenias Politikum	18
Fischerei am Viktoriasee	22
Einblicke in das Leben auf der Wasini Insel	24
<i>The octopus hunters of Wasini Island</i>	<i>27</i>
Nachwort	29
Danksagung	30

Vorwort

Klimawandel gehört in Deutschland zu den präsentesten Themen in den Medien. Wir sprechen, streiten und diskutieren darüber und doch hat eine ganze Generation inklusive mir das Gefühl, dass zu wenig passiert. Das 1,5 Grad Ziel werden wir verfehlen – und das, obwohl der Klimawandel keine wissenschaftliche Theorie ist. Nein, die Auswirkungen sind auf der ganzen Welt messbar. Doch sprechen wir genug über die Menschen, die tagtäglich die Konsequenzen spüren?

Es reicht nicht, nur über abstrakte Themen zu schreiben. Vielmehr ist es wichtig, über unsere persönlichen Ängste und unsere gesellschaftliche Verantwortung nachzudenken. Unsere persönliche Verantwortung wird nämlich genau spürbar, wenn wir die Geschichten von Menschen hören, die tagtäglich von den Auswirkungen des Klimawandels betroffen sind. Und diese sind für uns fast gar nicht sicht- und greifbar. Deswegen habe ich mich für das Stipendium beworben und bin nach Kenia gereist.

Im Bewerbungsprozess schickte ich ein Exposé mit dem Titel „Überleben mit der Dürre“ ein. Ich wollte aufzeigen, was es bedeutet, sich nicht mehr auf Regenzeiten verlassen zu können und wie Menschen und Tiere unter Dürreperioden leiden. Doch schon zu Beginn meiner Reise merkte ich, dass Klimawandel in Kenia nicht nur Dürre ist. Es sind auch Fluten, sich ändernde Gezeiten, kippende Seen, verschwindende Wälder, kleinere Fischfänge, ausbleibendes Geld aus dem Tourismus, Lebensmittel- und Wasserknappheit und vieles mehr.

Auf 30 Seiten ist es nicht möglich, alle Seiten dieses Themas zu beleuchten. Viele meiner Eindrücke und Gespräche haben es aus Platzgründen nicht in den Bericht geschafft. Ich habe mir vielmehr einige Bereiche herausgesucht, um das große Bild zu zeichnen und in diesem, Personen vorzustellen, die schon heute an den umfassenden Folgen des Klimawandels leiden.

Wieso Kenia?

Ich will den Text damit anfangen, zu erklären, wieso ich mir das Unterfangen Kenia herausgesucht habe. Laut dem Klima-Risiko-Index 2021¹ der Nichtregierungsorganisation Germanwatch zählt Kenia zu den 25 Ländern, die am meisten vom Klimawandel betroffen sind.

Doch das war nicht der alleinige Grund. Ich fange etwas technisch mit dem Primärenergieverbrauch des Landes an. „Unter dem Primärenergieverbrauch verstehen wir die gesamte Energiemenge aller Energieträger und -quellen, die wir benötigen, um [ein] Land in Gang zu halten.“² Dieser beträgt in Kenia ca. 15 kWh pro Person pro Tag. In Deutschland sind es dagegen 120 kWh pro Person pro Tag, also acht Mal so viel wie in dem ostafrikanischen Land. Zur Ergänzung: Der weltweite Durchschnitt liegt bei ca. 60 kWh. Energieverbrauch ist an Reichtum geknüpft. Ob es nun die Zubereitung des Essens, die morgendliche Dusche, die Flugreise, oder der Strom ist, um diesen Laptop aufzuladen, alles (ver)braucht Energie. Gestehen wir Kenianer:innen unseren Lebensstandard zu, wird sich der Energieverbrauch zwangsläufig erhöhen.

Und damit komme ich zu meinem Hauptanliegen. Kenia hat Visionen (buchstäblich). Mit der Kenya Vision 2030³ hat sich das Land zum Ziel gesetzt, sich bis 2030 in ein Schwellenland mit mittlerem Einkommen zu verwandeln, das allen Bürger:innen eine hohe Lebensqualität in einer sauberen und sicheren Umwelt bietet. Das Ziel innerhalb der nächsten sieben Jahre zu erreichen, ist knackig. Viele Menschen mit denen ich sprach, zweifeln daran, dass die Regierung es schafft, das Ziel bis dahin umzusetzen. Ungeachtet dessen, wird sich der Energieverbrauch Kenias erhöhen. Allerdings hat das Land vor, die benötigte Energie aus erneuerbaren Quellen zu erschließen. Bereits heute ist Kenia Vorreiter in Sachen Energiegewinnung. Es bezieht beinahe 90 % seiner Energie

¹ Ein aktueller Bericht der NGO ist aufgrund einer Datenpanne nicht verfügbar.

² Erneuerbare Energien, S. 26.

³ <https://vision2030.go.ke>.

aus erneuerbaren Quellen. Das veranlasste auch Olaf Scholz dazu, sich 2023 die Geothermieanlage im Hell's Gate Nationalpark anzuschauen.⁴ Und damit tragen Kenias Bürger:innen wesentlich zum Klimaschutz bei, aber leiden unter den Auswirkungen des Klimawandels.

Erste Einblicke aus dem Westen

Zu Beginn meiner Reise treffe ich Malachi Omondi Okello in Kisumu im Westen Kenias. Wir sitzen auf Plastikstühlen im Hinterhof seiner Firma. Der Sonnenschirm schützt uns vor der glühenden Sonne. An die sich stauende Hitze in der Großstadt muss ich mich noch gewöhnen. Um uns herum arbeiten Menschen unter freiem Himmel. Man hört die Arbeiter Holz sägen, hacken und hämmern. Malachi ist Berater, hat Umweltwissenschaften studiert, doch wie viele Menschen in Kenia hat auch er ein zweites Standbein. Er baut Särge und verkauft sie. Zwischendurch muss er unser Gespräch unterbrechen und die Arbeiter unterweisen. Fast hätten sie einen Sarg fallen gelassen. Hier ist noch alles Handarbeit.

Bei Cola und Sprite unterhalten wir uns über den Klimawandel in seiner Region. Für mich ist es ein guter Startpunkt, um einen Überblick zu erhalten. Zwei klimatische Änderungen benennt Malachi, die, wie er findet, sich am gravierendsten auf die hiesigen Menschen auswirken.

Seit einigen Jahren habe sich das Wetter insbesondere der Niederschlag und die Temperaturen im Westen Kenias geändert. Was früher einem klaren Muster folgte, ist heute unvorhersehbar. Dieses Wort begegnet mir auf meiner Reise in Kenia immer wieder: unvorhersehbar. Denn die Landwirtschaft folgte bis vor einigen Jahren einem klaren Muster. In den letzten Jahren haben sich aber Dürren und plötzliche Starkregenfälle abgewechselt. Flüsse und Seen in der Region treten über ihre Ufer, unzählige Menschen wurden dadurch vertrieben.

⁴ <https://www.sueddeutsche.de/politik/kenia-scholz-geothermie-deutschland-1.5844769?reduced=true>.

Malachis größte Sorge sind die Auswirkungen auf die Lebensmittelproduktion. Die meisten Menschen seien auf die Landwirtschaft angewiesen. Sie pflanzen Getreide und Korn, Mais und Gemüse an und betreiben Regenfeldbau. Beim Regenfeldbau verlässt sich die Landwirtschaft auf den Niederschlag. In den letzten Jahren traf das die Bauern hart. Die, die Glück hatten, brachten geringere Erntemengen ein, die, die Pech hatten, verloren ihre komplette Ernte mangels Regen oder aufgrund überfluteter Felder.

Ich frage Malachi, was die Menschen in der Region bräuchten. „Kurzfristig“, sagt er: „Hilfe von Außen in Form von Spenden. Anders könnten die Menschen das hier nicht überstehen.“ Aber auch langfristig müssten sich die Menschen anpassen. „Es braucht umfassende staatliche Hilfsprogramme.“ Über kurz oder lang müssten sich die Landwirte auf künstliche Bewässerungsanlagen umstellen. Hierzu müssten die Bezirksregierungen (county government) Bildungsprogramme für die Gemeinschaften vor Ort anbieten und auch Projekte initiieren, die darstellen, wie Bewässerungsanlagen die Nahrungsmittelproduktion verbesserten. Ob es solche Programme in der Region bereits gebe? „Nicht das ich wüsste“, antwortet er.

Wie steht es um die Lebensmittel- und Wasserversorgung?

Ich besuche Emmah an einem heißen Tag. Ihr Haus liegt direkt am Fluss Nyando. Sie hat gerade ihren Mais geerntet. Ihr ganzes Grundstück ist mit Planen ausgelegt auf denen Maiskörner zum Trocknen ausliegen. Ich treffe sie am Maisschredder an. Geübt und ohne hinzusehen, steckt sie Kolben hinein und die Körner fallen auf die Plane. „Setz dich auf die Bank und gib mir zehn Minuten.“ Bevor wir miteinander reden können, muss sie die Kühe füttern, damit sie abends „etwas zu melken habe.“



Emmah ist wie viele Menschen in Kenia Selbstversorgerin. Nur weniges kauft sie auf dem Markt. Die letzten Jahre waren schwer für sie. Fluten und Dürren wechselten sich ab. Die Felder waren entweder überflutet oder so trocken, dass sie nichts anpflanzen konnte. Hinzu kommt, dass den Westen Kenias eine Heuschreckenplage traf. Deswegen fiel ihre Ernte wieder mager aus. Vor einigen Jahren hatte sie mindestens zehn Säcke Maiskörner, doch dieses Jahr freut sie sich, wenn es überhaupt sechs werden.

Acht von zehn Kenianer:innen sind auf die Landwirtschaft angewiesen.⁵ Die Landwirtschaft versorgt sie entweder mit Arbeit, Einkommen oder sie sind Selbstversorger. Die Menschen führen Ackerbau und Viehzucht auf durchschnittlich 0,2 bis 3 Hektar kleinen Flächen. 70 % der Menschen, die in der Landwirtschaft tätig sind, sind Kleinbauern. Insbesondere diese Menschen treffen

⁵ <https://www.welthungerhilfe.de/welternahrung/rubriken/agrar-ernaehrungspolitik/un-ernaehrungsgipfel-was-in-kenia-wichtig-ist>.

die wiederkehrenden Naturkatastrophen wie Überschwemmungen, Dürren oder Heuschreckenplagen schwer.

Doch nicht nur die Naturkatastrophen wirken sich schwer auf die Landwirte in der Region aus. Seit vier Jahren hat sich der Niederschlag geändert. Früher fing der Regen im Januar an und die Landwirte pflanzten ihr Getreide und Gemüse. Im April jäteten sie die Felder und im Juni konnten sie ernten. „Heutzutage haben wir keinen Zeitplan mehr für die Anpflanzung. Wenn der Regen kommt, pflanzen wir. Wenn zu wenig kommt, müssen wir künstlich bewässern. Aber ich danke Gott, dass ich dieses Jahr wenigstens etwas ernten konnte.“

Neben Mais und Sorghum pflanzt Emmah auch Sojabohnen und Reis an. Obwohl Mais in Kenia zum Grundnahrungsmittel gehört, kommt er ursprünglich nicht aus Kenia, sondern wurde aus dem Westen importiert. Deswegen ist das Getreide weniger resistent gegenüber sich ändernden Temperaturen als die einheimischen Sorten. Auch Reis bräuchte viel Wasser, aber sie hatte Glück und konnte noch so viel ernten, wie sie für das Jahr braucht. Viele Bauern in Kenia erzählten mir, dass sie dieses Jahr auf Getreide und Gemüse umstiegen, die heimisch sind und weniger Regen brauchen wie Sorghum und Cassava. Denn auch Wasser zur künstlichen Bewässerung werde knapp in der Region.

Emmah ist auch Zivildienstleisterin im Ministerium für Wasser, Umwelt, Klimawandel und natürliche Ressourcen im Nyando sub-county. Sie überwacht alle Wasseraktivitäten im Unterbezirk, wie Bohrungen und Wassereinrichtungen. „Mein Job ist es, dafür zu sorgen, dass wir am Ende des Tages sicheres Wasser für Mensch und Tier haben.“ Heutzutage stellt sich Wasserknappheit um die Region in Ahero ein. Sie müssen tiefere Bohrlöcher graben, haben aber gleichzeitig weniger Ertrag. Manchmal bohren sie auch bis zu 200 m und finden gar kein Wasser. „Der Klimawandel wirkt sich auch auf unsere Wasseranlagen aus. Flüsse und Quellen sind völlig ausgetrocknet. Irgendwann sind wir einfach gezwungen, auf Regen zu warten.“

Emmah sagt, sie hat Angst davor, in Zukunft kein sauberes Wasser mehr zu haben. Trotzdem wirkt sie kämpferisch. Sie ist keine Frau, die einfach aufgibt. Vielmehr will sie aus diesen Zeiten lernen: „Wir müssen tiefgehender denken.“, „Was haben wir noch nicht geändert?“, „Wie können wir uns auf die nächste Phase einstellen?“ Das sind einige Sätze, die sie zum Ende unseres Gesprächs wiederholt.

Eine Reise durch Flutgebiete

„Fluten sind das größte Problem, welches wir in der Region haben“, sagt Neto Augustine Awich und blickt auf eine leichte Erhebung auf dem Boden. Das ist alles, was von seinem Haus übriggeblieben ist. Die letzte Flut spülte das Haus weg, die Mauern lösten sich im Wasser auf.



So wie Neto ergeht es vielen Menschen in Kakola-Ombaka, der sublocation von Kisumu county. Die Region wird seit einigen Jahren immer wieder von Fluten

heimgesucht. Die Menschen bauen noch immer traditionelle Häuser, wie es im Luo-Stamm im Westen Kenias üblich ist. Die Wände bestehen aus Erde und Wasser vermischt mit Kuhdung. Dächer sind mit Stroh gedeckt. Die natürlichen Materialien können den wiederkehrenden Fluten nicht standhalten. Mittlerweile hat Neto an anderer Stelle ein permanentes Haus aus Wellblech gebaut.



Wir sind mit Netos Auto unterwegs in Richtung Flussufer. Ich will mir die überfluteten Gebiete anschauen und mit Flutopfern sprechen. Die Straße ist staubig. Wegen der vielen Schlaglöcher kommen wir nur langsam voran. Am Straßenrand gehen viele Kinder. Ich frage Neto, wieso sie nicht in der Schule sind. „Manche müssen kilometerweite Wege zur Schule zurücklegen und kommen deswegen erst spät an“, antwortet er. Zudem mussten sie die Schulen verlegen. Sie sollten nicht im direkten Flutgebiet liegen. Jetzt sind sie für viele Kinder nur sehr schwer erreichbar. Während der Fluten sind die Schulen komplett geschlossen. Das trifft die Kinder besonders hart.

Seit Neto denken kann, gibt es in diesem Bezirk Fluten. Aber seit einigen Jahren sind sie besonders heftig. Das Wasser reicht an Orte, die noch nie geflutet waren. Zudem sind sie unvorhersehbarer. Nach monatelanger Dürre fängt es plötzlich an, in den Nyando Hills wie aus Eimern zu schütten. Das Wasser fließt über den Fluss Nyando zum Fluss Victoria, der in ihrer Nähe ist und für die Überflutungen sorgt. „Das ist für die Menschen besonders gefährlich, weil sie sich nicht auf die Fluten einstellen können. Im April überraschte uns das Wasser mitten in der Nacht.“

Auf der rechten Seite entdecke ich das Evakuierungszentrum. „Hier dürfen die Frauen und Kinder übernachten, wenn die Gegend wiedermal überflutet ist“, sagt Neto. Hilfsorganisationen spenden Decken und Essen. Für Männer gibt es bislang keine Unterkunft. Gemeinsam mit den Frauen dürfen sie nicht untergebracht werden.



Wir fahren weiter. Je näher wir dem Fluss kommen, desto weniger Häuser sind zu sehen. Viele davon stehen leer. Nach einiger Zeit hält Neto vor einer kleinen Siedlung. Ich spreche mit Elisabeth⁶. Ihre Stimme zittert, während sie mir von der letzten Flut erzählt. Die war im April und seither bröckelt ihr Haus. Zum Teil sind

⁶ Der Name wurde auf Wunsch geändert.

die Wände bereits von Löchern durchzogen. Das Wasser spülte etwas Baumaterial weg, sodass das Haus absank. Auch ihr Vieh nahm die Flut an sich.



Die, die es sich leisten konnten, bauten neue Häuser aus Wellblech. Andere hoffen, dass ihre Häuser der nächsten Flut standhalten. Viele Menschen hatten weniger Glück und sind obdachlos. Die Flut letztes Jahr kostete zwei Menschen das Leben. Ich frage Neto, wieso die Menschen nicht umziehen, er antwortet: „Wo sollen sie denn hin?“

Die Gemeinschaft tut alles, um die Effekte abzumindern. Sie haben Ablaufsysteme installiert. Wenn sie wissen, dass Fluten kommen, warnen sie Menschen, die in den tiefer gelegenen Bereichen wohnen. Aber er sagt auch, dass es ein natürliches Phänomen ist und dass sie dem auf gewisse Weise ausgeliefert sind. Die Menschen, denen die finanziellen Mittel fehlen, um umzuziehen, müssen sich auf jährliche Fluten im April und Mai einstellen.

Wir kommen mitten auf dem Weg zum Stehen. Der Bereich dahinter ist nicht mehr befahrbar, sagt Nero, und tatsächlich sehe ich in einiger Entfernung Jungs in einem Boot näherkommen. „Der ganze Bereich war bis vor einigen Jahren noch Ackerland.“ Seit den Überschwemmungen häufen sich die Angriffe von

Nilpferden in der Gegend. Nachts würden die Menschen deswegen nicht mehr raus gehen.



Es gebe eine einfache Lösung, die Fluten abzumildern. Ein Damm könnte helfen, den Rückstau des Wassers zu verhindern. Dem Bezirk fehle dafür das nötige Geld, deswegen hoffen sie, dass sich Spender finden oder die Regierung ihnen aushelfe.

Health Care

Ich möchte mehr über die Folgen der ganzen Naturkatastrophen erfahren. Dafür treffe ich Julius Gwadah. Er studierte Health Care und ist Gesundheitsbeauftragter in Kisumu. „Unsere größte Herausforderung im Health Care-Bereich in Kenia sind sicherlich die hohen Sterblichkeitsraten“, sagt er. Krankheiten wie HIV, Malaria und Tuberkulose sind bereits seit Jahren verbreitet im Westen Kenias. Ausgelöst seien diese Probleme durch mangelnde Aufklärung und fehlende Ressourcen für den Zugang zu einer hochwertigen Gesundheitsversorgung. Doch auch der Klimawandel führt seit Jahren zu steigender Mortalität. Drei Faktoren sind dafür verantwortlich: Mangel an sauberem Wasser, Lebensmittelknappheit und das harsche Klima.

Seit Jahren steigt die Hitze im Westen an. Das führt einerseits dazu, dass Wasser knapp wird, begünstigt aber auch Verseuchungen des Wassers unter anderem durch Schlupfwespen. Sie legen ihre Eier in das Wasser des Flusses. Viele Menschen seien darauf angewiesen und verwenden das Wasser aus dem Fluss zum Waschen und Kochen oder trinken es sogar. Das verunreinigte Wasser führt zu durchfallbedingten Erkrankungen. Auch Bilharziose- und Typhuserkrankungen steigen in Regionen, in denen Menschen keinen Zugang zu sauberem Wasser haben.

Ein weiteres Problem ist die Nahrungsknappheit und dadurch resultierende ernährungsbedingte Krankheiten. Insbesondere Kinder trifft die Unterernährung schwer. Julius erzählt, dass sie anfälliger für Krankheiten sind und sich nicht gut entwickeln würden.

Auch die Luft ist durch den Staub und den Rauch verschmutzt. Das kann im Ernstfall zu Bronchitis oder Lungenentzündungen führen. Nach Überflutungen verzeichnet Julius mehr Mücken, somit auch eine höhere Wahrscheinlichkeit sich mit Malaria anzustecken.

Doch Julius betont, dass die Probleme in den Griff zu kriegen seien. Er fokussiert präventive Medizin und erklärt den Menschen beispielsweise, wieso es wichtig sei, unter Moskitonetzen zu schlafen. Auch helfe es, früher schlafen zu gehen. Ab neun Uhr abends würden die Moskitos aktiver werden. Auch bei verseuchtem Wasser gebe es präventive Vorgänge, die die Menschen leicht zuhause umsetzen könnten. Es helfe, das Wasser abzukochen, oder es einer chemischen Behandlung durch Jod oder Natriumchlorit zu unterziehen.

Auch klärt er Menschen über Gesundheitspraktiken auf, die Krankheiten entgegenwirken. Es helfe bereits, sich regelmäßig die Hände zu waschen, sich gut zu ernähren (insbesondere bei einer Schwangerschaft) und Krankheiten früh zu erkennen und zu behandeln.

Doch Gesundheit kostet. Häufig scheitert es nicht daran, dass Menschen sich nicht helfen lassen wollen, sondern dass sie es nicht finanzieren können. Deswegen vertritt Julius die Interessen vor der Regierung und pocht insbesondere darauf, Health Care zu finanzieren.

Das alles ist Symptombekämpfung. Klimawandel ist ein globales Problem, es braucht deswegen eine globale Lösung. Was Julius von der internationalen Gemeinschaft fordert, ist es, den Klimawandel schnellstmöglich zu stoppen. „Denn passiert das nicht, wird es mehr Krankheiten geben, mehr Tote und Health Care wird uns immer mehr kosten und wir kommen jetzt schon nicht hinterher.“ Auch glaubt er, dass die allgemeine Entwicklung des Landes zum Erliegen kommen wird, wenn der Klimawandel voranschreitet. Denn Entwicklung braucht menschliches Kapital, also gesunde Bürger:innen.

Der Kampf der Samburu

Die Landschaft ist geprägt von einer offenen Gras- und Dornbuschsavanne. Ab und an ziehen Kamelherden entlang des Weges. Der Blick reicht weit und wird nur von einigen felsigen Bergen unterbrochen. Die Menschen nährt der Fluss Uaso Nyiro. Trocknet er aus, ziehen sie in die benachbarten Regionen, manchmal sogar bis in die Turkana Region oder nach Somalia. Aber sie kommen immer wieder hierhin zurück, denn das Land ist ihnen heilig. Ich bin in Samburu, dem Land des Samburu Stammes.

Es klimpert während Paul Ltaipi Lekominga geht. Traditioneller Perlenschmuck ziert seinen Kopf und seine Hände. Er gehört dem Volk der Samburu an, die größtenteils nomadisch im Norden Kenias wohnen. Er selbst lebt in Larata und ist Tourist:innenführer und Bergsteiger – ein Leben zwischen Tradition und Moderne.



Tourist:innen seien für die Völker der Region sehr wichtig. Es sei eine der wichtigsten Einnahmequellen. Auch habe sich die Infrastruktur und Gesundheitsversorgung in der Region verbessert, seit sich der Stamm auf den Tourismus konzentriert. Trotzdem ist dem Volk seine Tradition und Kultur sehr wichtig. Auch deswegen trägt Paul die Dekoration. Er hat auch wie andere junge Kämpfer:innen vernarbte Schnitte innerhalb der Leistengegend und des Bauches. Die stehen als Symbol für die Tapferkeit der Krieger:innen, sog. Morans.

Der größte Teil ihres Stammes besteht aus Viehhirten. Wie bereits vor hunderten von Jahren führen sie die Herden mit Stöcken durch die Savanne auf der Suche nach Wasser und Gras. Dabei begleiten sie die Morans, denn die Wanderungen verlaufen nicht immer friedlich. Die Völker ziehen von Ort zu Ort. Dort treffen sie auf andere Völker. Manchmal müssten sie auch in fremde Herrschaftsgebiete eindringen, weil sie kein Wasser und keine Nahrung finden. „Die Tiere sind unser ganzer Reichtum und wir sind von ihnen abhängig“, sagt Paul. „Deswegen

beschützen wir sie. Gibt es einen Kampf, gehen wir und besiegen die anderen. Wir sind bereit alles dafür zu machen.“

Paul erklärt, dass nicht alle Kämpfe blutig enden. Oftmals erfährt die Regierung von den Konflikten und vermittelt zwischen den Stämmen. Dann ist es die Aufgabe der Stammesältesten, alle vom Frieden zu benachrichtigen. Konflikte zwischen den Völkern sind nicht unüblich. Die Nahrung in der trockenen Region ist knapp und wird auch gewaltvoll verteidigt. Was Paul jedoch bemerkt, ist, dass die Kämpfe in den letzten Jahren zugenommen haben.

Von Januar bis März hatten sie die sogenannte kurze Saison, die sehr heiß ist. Sie nennen die Zeit auch „black season“. Normalerweise gab es im Februar ein paar Tage, in denen es etwas regnete. Im April ist die große Regensaison und im November die kleine. Bereits seit einigen Jahren verzeichnen sie jedoch einen Umschwung. Regenzeiten auf die sie sich in der Region immer verlassen konnten, änderten sich. Sie werden weniger oder bleiben ganz aus. Seither merken sie auch, dass der Grundwasserspiegel sank. Hinzu kam die schwerste Dürre in Pauls Leben. „Sie führte dazu, dass der Lebensstandard auf den Nullpunkt sank“, sagt Paul.

Sie tötete fast den gesamten Viehbestand ihres Stammes. Die Tiere, die überlebten, konnten sie nicht verkaufen, weil sie unterernährt waren. Hunderte Kilometer legten die Viehhirten zurück auf der Suche nach Gras und Wasser. Immer häufiger mussten sie in fremdes Territorium einbrechen. Viele Menschen verdursteten. Im März dieses Jahres verloren sie viele Kämpfer:innen bei schweren Kämpfen.

Im April und Mai kam dann der lang ersehnte Regen. Doch nach der jahrelangen Dürre war der Boden ausgetrocknet und konnte das Wasser nicht aufnehmen. Das Dorf wurde überschwemmt, mehr Vieh verstarb. Zum Glück konnten sich die Menschen seines Dorfes auf Bäume retten, aber das Wasser zerstörte viele der

Hütten. Was die Fluten mit sich brachten, war ein Ausbruch an Seuchen und Krankheiten. Das traf die geschwächten Menschen schwer.

Hilfe von der Regierung in Form von Nahrung kam nur unregelmäßig an. „Auf sie können wir uns nicht verlassen“, summiert Paul. „Wir hatten fast nichts mehr übrig.“ Nach dem Regen wuchs das Gras endlich. Die Gemeinschaft half sich untereinander. Einige, die etwas Vieh entbehren konnten, gaben es an die Nachbarn. Aber das war sicherlich nicht die Regel.

Die Stammesältesten lesen an dem Stand der Sterne, ob es regnen wird, aber auch, welche Zeiten sie erwarten. „Sie sagen, es folgen bessere, aber wir sind uns nicht ganz sicher“, sagt Paul.



Der Wald – Kenias Politikum

Ich folge dem Ranger über den sich windenden Pfad. Wachsam führt er uns in Richtung des dichten Waldes. Nur der Armschmuck zeichnet ihn als Massai aus,

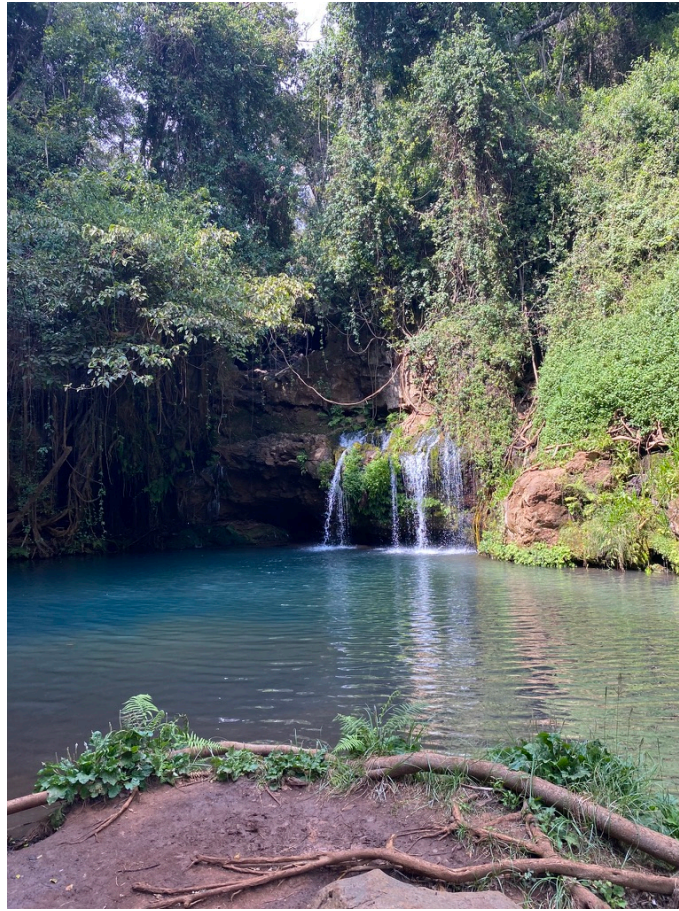
ansonsten fügt er sich in seiner dunkelgrünen Tarnkleidung perfekt in die Umgebung. Sein Gewehr hängt lässig am Gurt. Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich mit einem bewaffneten Ranger unterwegs, um im Wald spazieren zu gehen.



Der Ngare Ndare Wald liegt am Mount Kenya, dem zweithöchsten Berg Afrikas. Er ist das Verbindungsglied zweier Schutzgebiete und hat damit eine reiche Population an Wildtieren. Auch deshalb läuft der Ranger mit einem Gewehr in der Hand herum. Er sagt, dass er hier wöchentlich Wildkatzen und Elefanten begegnet. Und auch wir kreuzen auf dem Rückweg eine Elefantenherde. Den Wald und seine Bewohner:innen traf die dreijährige Dürre schwer. 90 % der Büffelbestände sollen verendet sein.

Im Wald angekommen folgen wir dem Flusslauf und erreichen nach einiger Zeit ein natürliches Wasserbecken, gekrönt von einem Wasserfall. Das Wasser

schimmert bläulich im Sonnenlicht. Es sei Gletscherwasser, erklärt mir der Ranger und die Mineralien im Wasser verursachen die Färbung.



Ngare Ndare bedeutet auf Maa, der Sprache der Massai, Wasser für die Tiere. Tatsächlich ist die Mount Kenya Region eines der fünf Wasserspeicher Kenias. Der Berg ist die Lebensader für Menschen und Tiere in der Region. Schätzungen zufolge sind sieben Millionen Menschen von den Wasserspeichern der Region abhängig. Die Quellen, die dem Gebirgsgletscher entspringen, versorgen große Teile des Landes. Doch die Rückbildungsrate des hiesigen Gletschers ist höher als im globalen Vergleich. Forschende gehen davon aus, dass er in den 2040er-Jahren verschwinden könnte. Zudem verringert sich durch den Klimawandel, die intensive Viehzucht und die Abholzung großer Teile der Bergwälder die Wasserspeicherkapazität des Berges, was fatale Folgen für die Menschen bis in den Norden Kenias hat.⁷

⁷ <https://www.worldatlas.com/mountains/mount-kenya.html>.

Bislang trifft der Klimawandel die Region nicht so stark, sagt der Ranger. Das liegt einerseits daran, dass es in dieser hohen Lage noch nicht an Wasser mangelt, aber auch daran, dass der Wald noch intakt ist. Der Ranger zeigt stolz auf die umliegenden Bäume: „Nirgendwo sonst findest du noch so viele davon.“ Hier gibt es noch eine hohe Population an roten Zedernbäumen und braunen Olivenbäumen, die Menschen besonders gerne roden. Der Wald scheint noch intakt zu sein und das ist kein Zufall: Hier dürfen Menschen die Bäume nicht fällen. Um illegalen Holzeinschlag zu verhindern, überwachen die hier lebenden sechs Völker den Wald. „Wir kümmern uns um ihn“, sagt der Ranger. Fast wirkt es so, als rede er über einen Menschen. Die hier lebenden Völker haben sich zusammengetan und einen Weg gefunden, harmonisch mit den Wildtieren zu leben und gleichzeitig direkt vom Wald zu profitieren, ohne ihn zu zerstören.⁸

Nicht nur im Ngare Ndare Wald sondern überall auf meiner Reise in Kenia beherrscht der Wald die Gespräche. Die Menschen sind sich dessen bewusst, dass die Abholzung großer Teile von Wäldern dazu führt, dass in der Region weniger Regen fällt. Doch über den Schutz von Wäldern zu sprechen, scheint mir, in Kenia ein Politikum darzustellen. 2018 verbot die Regierung die Abholzung von Wäldern. Während meiner Reise hebt Präsident Ruto das Abholzungsverbot auf, um Arbeitsplätze zu schaffen.⁹ Einen Monat später hebt ein Gericht Rutos Anordnung zum Holzeinschlag in öffentlichen Wäldern auf.¹⁰ Und dabei geht es Kenias Wäldern nicht gut.

Laut einer Studie ist die Zukunft des Mau-Waldes eines der größten Umweltprobleme des Landes.¹¹ Dabei ist Mau Kenias letzter natürlicher Bergwald. „Der Mau-Komplex fungiert als natürlicher Wasserturm, der viele städtische Zentren in Kenia mit Wasser versorgt. Er bildet das obere Einzugsgebiet von zwölf Flüssen und speist fünf große Seen, darunter den

⁸ <https://www.youtube.com/watch?v=0nfhVKCHG6w>.

⁹ <https://www.africanews.com/2023/07/03/kenya-president-ruto-lifts-logging-ban/>.

¹⁰ <https://www.standardmedia.co.ke/article/2001478502/court-reverses-ruto-order-allowing-logging-in-public-forests>.

¹¹ <https://forestsnews.cifor.org/25664/kenya-mau-forest-water-study-climate-change?fnl=en>.

Viktoriasee, die Quelle des Nils.“¹² Wenn Mau leidet, leiden Millionen Menschen mit ihm. Mittlerweile soll ein Drittel des Baumbestandes abgeholzt sein. Und das hat sich sowohl auf den Niederschlag als auch auf die Temperaturen in der Region ausgewirkt. Forschende fordern deshalb, den Mau-Komplex aufzuforsten. Und genau das machen viele regionale Gruppen, ich habe jedoch das Gefühl, dass das Bewusstsein noch nicht auf staatlicher Ebene angekommen ist.¹³

Während der Ranger und ich zurück zum Parkplatz laufen, frage ich mich, ob ich im letzten gesunden Wald Kenias bin?

Fischerei am Viktoriasee

Charles Dunga hockt in seinem blauen Boot, Nummer 28. Morgengrauen am Dunga Beach, einige Fischer sind schon zurück. Um die 20 Holzboote reihen sich aneinander. Alle sind ziemlich hektisch, die Marktfrauen schreien Kilopreise für Sardinen, Welse oder Buntbarsche. Hunde und Katzen schlängeln sich zwischen ihren Beinen.



¹² <https://forestsnews.cifor.org/25664/kenya-mau-forest-water-study-climate-change?fnl=en>.

¹³ Vgl. z.B. <https://greengenerationinitiative.org>; <http://www.greenbeltmovement.org>.

Der Strand liegt in Kisumu, der drittgrößten Stadt Kenias. Tourist:innen kommen wegen der Sonnenauf- und untergänge. Auf Stelzen reihen sich unzählige Fischrestaurants am Wasserrand. Hier ist auch die Anlegestelle der lokalen Fischer und der Fischmarkt. Die Region lebt vom Fisch.

Jede Nacht fährt Charles auf den Viktoriasee raus. Nach acht bis zehn Stunden auf dem Boot kommt er normalerweise wieder. Dann verkauft er seinen Fisch an die Fischhändlerinnen oder die gewerbliche Industrie.

Der Viktoriasee dient ca. 200.000 Fischern als Lebensgrundlage. Gleichzeitig versorgt er 30 Millionen Menschen mit Lebensmitteln.¹⁴ Drei Anrainerstaaten sind auf ihn angewiesen: Tansania, Uganda und Kenia. Doch der Klimawandel in der Region führt zu räumlich-zeitlicher Niederschlagsvariabilität, Rückgang biologischer Vielfalt, Schwankungen des Wasserspiegels und der Wasserqualität, sinkender Ernten und dem Auftreten von Pflanzenkrankheiten.¹⁵ Auch die hohen Wasserstände des Sees schaden den Einwohner:innen in den umliegenden Bereichen.

„Klimawandel und Umweltverschmutzung sind die größten Probleme, die wir hier am See haben“, sagt Charles. Küstennahe Industrien leiten ihre Abfälle in den See. Auch die Wälder würden sie abholzen. Schon öfters hat Charles tote Fische auf der Wasseroberfläche gefunden. Das besorgt ihn sehr, denn der See wird von den Einwohner:innen nicht nur zum Fischen verwendet. Viele Menschen trinken sein Wasser oder baden in dem See.

An einigen Tagen hat Charles so wenige Fische im Netz, dass er tagelang auf dem Boot bleibt, damit es zum Überleben reicht. Auch wandern die Fische in andere Regionen, da das Wasser in Ufernähe zu schmutzig ist. Er muss immer weiter auf den See hinausfahren. Das führte die Fischer in neue Gebiete, in denen Flusspferde leben. Seit einiger Zeit berichten immer mehr Fischer von Attacken

¹⁴ <https://www.kas.de/de/web/auslandsinformationen/artikel/detail/-/content/grosser-see-grosse-probleme#>.

¹⁵ <https://www.globalnature.org/bausteine.net/f/7094/ImpactofClimateChangeatLakeVictoria.pdf?fd=2>.

der Tiere. Ein Freund von Charles ist dieses Jahr durch eine Nilpferdattacke gestorben.

Die Kenianische Behörde National Environment Management Authority (nema) hat bereits mehrfach Umweltprogramme vor Ort veranstaltet. Sie lehrten sie zum Beispiel, ihr Vieh nicht ins Wasser zu lassen. Große Effekte hätte das aber bislang nicht gehabt.

Charles wünscht sich, dass die Gemeinschaft in Zukunft eine Organisation bildet und Aufklärungsarbeit leistet, um den See nicht mehr zu verschmutzen. Auch müssten sie den See überwachen. Anders würden sie das Problem nicht in den Griff bekommen. Der Regierung vertraut er nicht mehr. Die Fischer müssten auch darauf achten, die richtigen Netze zu benutzen, um junge Fische, die noch keine Eier legten, nicht einzufangen und das Ökosystem nicht zu beschädigen.

Einblicke in das Leben auf der Wasini Insel

Ich sitze im sogenannten community-Boot in Richtung Wasini Island. Die Stadt am Festland Shimoni hat zwei Ablegeplätze, einen für Touris (Fahrpreis 1.000 KES) und einen für Dorfbewohner:innen (Fahrpreis 50 KES). Die Insel liegt im Süden Kenias und ist umgeben von dem Kisite-Mpunguti Nationalpark. Die Landschaft ist paradiesisch und nirgendwo in Kenia soll es so einfach sein, Delfine zu sehen. Ich bin jedoch nicht wegen der atemberaubenden Natur hier.

Ich sitze umgeben von Frauen und Männern, die Fische und Wasser auf die Insel transportieren. Mein Ziel ist das Dorf Mkwiro im Osten der Insel. Beim Ablegen fragt mich meine Sitznachbarin verwirrt, was ich denn hier zu suchen hätte und wer mich abholen würde. Ich erzähle ihr, dass ich mich mit Mwatuwe Keya und einer Fischerin treffe und über die Auswirkungen des Klimawandels sprechen möchte. Dazu sagt sie nichts mehr.

Mwatuwe ist Vorsitzender des Beach Management Unit (kurz BMU) in Mkwiro. Die Organisation ist gemeinschaftlich organisiert und kümmert sich um alle Interessen der sog. blue economy auf der Insel.

Das Boot kommt am Strand an. Ich bin zu früh dran und will mich etwas umsehen, denn ich kann Mwatuwe nicht erreichen. Fatma sieht, wie ich unsicher versuche, mir einen Überblick zu verschaffen und sagt: „no problem, come.“ Es folgt keine weitere Erklärung. Bevor ich alleine durch das Dorf irre, folge ich Fatma. Sie spricht nur ein paar Brocken englisch. Wir verständigen uns mit Händen und Füßen. Ich erfahre, dass ihr Beruf darin besteht, Wassertonnen balancierend auf ihrem Kopf für die Gemeinschaft zu schleppen. Sie hat deswegen häufig Kopf- und Nackenschmerzen, sagt die ca. 20-jährige. Wir gehen durch verwinkelte Gassen und plötzlich ohne Vorwarnung stehe ich im Haus von Mwatuwe. Erleichtert bedanke ich mich bei Fatma. Hier kennt wirklich jede:r jeden, was typisch für kenianische Dörfer ist. Aber auch die bedingungslose Hilfsbereitschaft ihrer Bewohner:innen begleitet mich durch das ganze Land.

Mwatuwe führt mich durch das Dorf. Ich blicke hinter die Fassaden der aneinandergereihten Lehm- und Steinhäuser. Noch sind die Menschen nicht an das Stromnetz angeschlossen. Stolz zeigt er mir die Baustelle, auf der Solarpaneele aneinander gereiht stehen. In einigen Wochen soll die Solaranlage fertig werden und knapp 400 Menschen mit Strom versorgen. Das 118 Millionen KES (ca. 750.000 Euro) Projekt hat die Weltbank in Partnerschaft mit der Bezirksregierung gefördert.¹⁶

¹⁶ <https://www.the-star.co.ke/counties/coast/2022-09-23-wasini-mkwiro-islands-in-kwale-to-get-sh118m-solar-power/>.



Wir gehen weiter und Mwatuwe zeigt mir das Regenauffangbecken. Frauen stehen Schlange, um ihre Wassercontainer aufzufüllen. Das Becken ist zwar überdacht, Mwatuwe sagt, das Wasser sei aber nur zum Waschen gedacht, da das Wasserbecken nicht abgedeckt ist. Im Moment verschenken sie die Reste, um das Becken nochmal gründlich zu säubern. Er führt mich die Straße runter und zeigt mir zwei weitere Regenauffangbecken, eins sei im Moment im Bau. Mir kommt sofort der Gedanke, was passiert, wenn es über eine längere Zeit nicht regnet. Auf der Insel gibt es keine natürlichen Wasserquellen. Entfällt die Regensaison müssten die Menschen das Wasser vom Festland heranschaffen, erklärt mir Mwatuwe. Und das hat selbstverständlich Auswirkungen auf den Preis. Für viele Inselbewohner:innen wird sauberes Wasser schlichtweg zu teuer. In solchen Momenten würden die Menschen anfangen, mehr zu fischen, um das nötige Geld aufzutreiben. Für mich ist der Gedanke unvorstellbar. Auch wir im Westen machen uns in letzter Zeit vermehrt Gedanken über den sinkenden

Grundwasserspiegel. Aber ich habe sauberes Wasser noch nie als Luxusgut betrachtet, bis jetzt.

Es geht weiter und ich treffe meine heutige Interviewpartnerin Mzungu Athman.

The octopus hunters of Wasini Island

Im Morgengrauen führt sie der Weg über das Riff, welches bei Ebbe den Strand der Wasini Insel bildet. Mit gebeugtem Rücken und bewaffnet mit einem gespitzten Stock überprüft Mzungu Athman die Felsspalten und Tunnel des Riffs. Für das untrainierte Auge sind die Oktopusse fast nicht auffindbar. Nicht so für die octopus hunters of Wasini Island.



Ungefähr 50 Oktopus-Fischer:innen finden sich auf der Insel im Süden Kenias. Wenn das Wetter es hergibt, können sie bis zu 16 Tage im Monat auf die Jagd gehen. Denn obwohl die meisten Fischer im Land Männer sind, führen die Jagd nach Oktopussen traditionell überwiegend Frauen aus. Und so schaffen die Korallenriffe eine Lebensgrundlage für die weibliche Bevölkerung der Insel.

Athman ist seit ihrem Abschluss im Jahre 2010 eine von ihnen. Sie ist dankbar, denn trotz ihrer Scheidung hatte sie dank dieser Arbeit genug Geld, um für die Schulgebühren ihrer Kinder und ihre grundlegenden Bedürfnisse aufzukommen. So musste sie sich nicht schnell darum bemühen, zu heiraten, sondern konnte auf ihren eigenen Beinen stehen.

Diese Art der Fischerei sei auch besonders nachhaltig, betont Athman. Die Umwelt werde nicht zerstört, da sie nur einen Stock benutze. Auch habe ihre Arbeit keine schwerwiegenden Auswirkungen auf die Oktopuspopulation. Weder fische sie die Riffe leer, noch habe sie ungewollten Beifang.



Doch seit einigen Jahren habe sie das Gefühl, es gebe ein Problem, für das sie selber keine Lösung finden könne. Als sie vor 13 Jahren startete, hatte sie einen Fang zwischen vier bis fünf kg. Heutzutage seien es ein bis drei kg. Dabei kann sie für einen kg 350 KES (knapp 2 €) verlangen. Das reiche bei weitem nicht aus, um sich selbst und ihre Kinder zu versorgen. So musste sie sich eine alternative Lebensgrundlage schaffen. Nun betätigt sie sich auch als „seweed-farmer“ und „mama karanga“. So werden Frauen bezeichnet, die gebratenen Fisch an die Gemeinschaft verkaufen.

Ver mehrt sterben Fische und Oktopusse in der Gegend, weiß Mwatuwe. Er vermutet, dass es an dem immer wärmer werdenden Meer liegt. So kommt es auch, dass die Oktopusse ihre Verstecke immer weiter auf das offene Meer hinaus verlagern, wo das Wasser kälter ist.

Mwatuwe sei sich der Sorgen der octopus hunters bewusst. Die BMU statte die Frauen mit Materialien aus, damit sie alternativer Arbeit nachgehen können. Er habe jedoch noch größere Ziele. Unter dem Slogan „woman empowerment“ sammelt er Spenden, um auf der Insel temporäre Riffsperrungen (octopus closure) zu ermöglichen.¹⁷ Nach tansanischem Vorbild könne so ein sicherer Fang für die Frauen sichergestellt werden, um ihnen auch in Zukunft eine Lebensgrundlage zu sichern.

Nachwort

Als ich in Ahero ankam und Noah von meinem Recherchethema erzählte, sagte er mir: „Da bist du hier richtig. In Kenia musst du die Menschen nicht nach dem Klimawandel fragen, sie reden die ganze Zeit darüber.“

Vom 4. – 8. September findet in Nairobi die Africa Climate Week (ACW) und der Africa Climate Summit (ACS) statt. Die UN schreibt: „Sie ist eine der wichtigsten Veranstaltungen im Vorfeld der UN-Klimakonferenz COP 28 in Dubai und des Abschlusses der ersten globalen Bestandsaufnahme, die den Weg zur Erfüllung der Ziele des Pariser Abkommens aufzeigen und regional ausgerichtete Beiträge zur Information über die globale Bestandsaufnahme liefern soll.“¹⁸ Die Hoffnung der Menschen in Kenia liegt auf den Industriestaaten. Und wir, die Profiteure und Verursacher des ganzen Übels, haben noch nicht einmal die versprochenen Entschädigungen ausgezahlt.

¹⁷ <https://blueventures.org/communities-embrace-reef-closures-to-maximise-catch-from-octopus-fishing-in-tanzania/>.

¹⁸ <https://www.unep.org/events/conference/africa-climate-week-summit-2023#:~:text=ACW%202023%20will%20be%20held,“Pledging%20and%20Commitment%20Framework>.

Der Klimawandel ist menschengemacht und kann deswegen von Menschen gestoppt werden. Wir stehen vor einem Scheideweg. Seinen Lebensstandard zu ändern ist schwer, doch es steht so viel auf dem Spiel. Es gibt so viele Menschen, die um ihr Überleben kämpfen und es schaffen, positiv und lösungsorientiert in die Zukunft zu schauen. Dabei liegt die gesellschaftliche Verantwortung bei uns. Ich hoffe mit diesem Bericht, den Auswirkungen des Klimawandels in Kenia ein Gesicht zu geben.

Danksagung

Meine Reise durch Kenia hat mich immer wieder tief berührt. Ich bin seit zwei Wochen zurück und schwelge noch häufig in Erinnerungen. Dann denke ich an meine ganzen Spaziergänge an verlassenem Stränden, die durchtanzten Nächte in Nairobi, die frühen Sonnenaufgänge, die Ausblicke von Berggipfeln und die Ruhe, die ich in der Natur spürte. Ich fühle den Wind in meinen Haaren und die Sonne im Gesicht während der unzähligen Rollerfahrten. Ich muss sofort lächeln, wenn ich mir die Gesichter der zugewandten und strahlenden Menschen in Erinnerung rufe und die energetische Musik im Hintergrund höre.

Aber vor allem denke ich an die vielen Menschen, die ich kennenlernte und die vielen Gespräche, die ich führte und von denen ich so viel lernte. Zu verdanken habe ich das in erster Linie Ute Maria Kilian, die mir die Chance gab, die Reise anzutreten, mir Vertrauen schenkte und mich während der ganzen Zeit so freundlich unterstützte. Danken möchte ich auch Noah Alwanda, der mich für eine Woche in Ahero bei sich aufnahm und mir zeigte, was kenianische Gastfreundschaft bedeutet und allen anderen Menschen, die ich während meiner Reise kennenlernte. Asante sana.

